

(Nachdruck verboten.)

Der letzte Tag eines Verurtheilten.

1) Von Victor Hugo.
Aus dem Französischen von Paul Linsemann.
I.

Zum Tode verurtheilt!

Schon fünf Wochen lang ist dieser Gedanke bei mir. Summe bei mir. Eilig überläuft er mich — ich breche unter seiner Last fast zusammen!

Früher — es scheint mir, daß mehr Jahre als Wochen seitdem vergangen sind — war ich ein Mensch wie alle anderen. Jeder Tag, jede Stunde, jede Minute hatte einen anderen Gedanken. Mein reicher und lebensfrischer Geist war voll von Plänen und Ideen. Es reizte mich ungemein, eine nach der anderen zu entwickeln ohne Ordnung und Ziel, um so mit prächtigen Arabesken den rohen und erbärmlichen Stoff des Lebens zu verzieren. Von allem Möglichen träumte ich: von jungen Mädchen, von glänzenden Ehrenstellen, von gewonnenen Schlachten. Wie farbenfatte Wandelbilder zog das Alles an mir vorüber. Dann träumte ich wieder von jungen Mädchen und von lauschigen Promenaden in der Nacht unter den breiten Zweigen der Kastanien. In meiner Phantasie feierte ich immer Feste. Ich konnte denken, woran ich wollte — ich war frei.

Jetzt bin ich gefangen. Mein Leib ist in Fesseln geschlagen in einem finsternen Loch, mein Geist ist in einen Gedanken gebannt. Ein schrecklicher, blutiger, unversöhnlicher Gedanke! Ich habe nur noch einen Gedanken, eine Ueberzeugung, eine Gewißheit: Ich bin zum Tode verurtheilt!

Was ich auch beginnen mag, er ist immer da, dieser qualvolle Gedanke, der sich wie ein bleiernes Gespenst an meine Glieder hängt, der nichts Anderes aufkommen läßt, jede Zerstreuung verjagt, immer vor mir Bejammernswürthem steht und mich mit seinen eiskalten Händen schüttelt, wenn ich den Kopf wegwenden und die Augen schließen will. Er kriecht überall hin, wohin mein Geist vor ihm entflieht, er haftet als furchtbarer Refrain allen Worten an, die man an mich richtet, er schmiegelt sich mit mir an die Bitter meiner düsteren Zelle, er belagert mich im Wachen, er unterbricht meinen unruhigen Schlaf und erscheint in meinen Träumen wieder in Gestalt eines Fallbeiles.

Eben bin ich wieder aus dem Schlafe aufgeschreckt worden. Er hat mich wieder verfolgt. Ich sagte mir: Es ist ja nur ein Traum! Ach! ehe meine milden Augen Zeit gehabt haben, sich zu öffnen, um diesen schrecklichen Gedanken anzuschauen, der in der furchtbaren Wirklichkeit, die mich umgiebt, seine Zeichen eingepreßt hat: in den feuchten und schmutzigen Steinfliesen meiner Zelle, in dem matten Schein meiner Nachtlampe, in dem groben Leinengewebe meiner Kleidung, auf der dunklen Gestalt des Wachtoldaten, dessen Patronentasche durch die Gitterthür meiner Zelle leuchtet — ist es mir, als ob schon eine Stimme in mein Ohr ge-flüstert hat: Zum Tode verurtheilt!

II.

An einem schönen Augustmorgen war's.

Seit drei Tagen war mein Prozeß eingeleitet, seit drei Tagen führte mein Name und mein Verbrechen jeden Morgen eine Zuschauerschar herbei, die sich um die Plätze im Verhandlungsloale wie Raben um ein Nas schlügen; seit drei Tagen glitten wie ein schreckhaftes, unheildrohendes Traum-bild: Richter, Zeugen, Advokaten und Staatsanwälte vor mir hin und her. In den beiden ersten Nächten konnte ich vor Unruhe und Sarcaden nicht schlafen, in der dritten erst einschummerte ich vor Langeweile und Müdigkeit. Als ich um Mitternacht fortgeführt wurde, beriethen die Geschworenen noch immer. Auf dem Strohlager meiner Zelle sank ich auf der Stelle in einen festen Schlaf, in dem ich Alles vergaß. Es waren die ersten Ruhestunden seit vielen Tagen.

Ich war noch im tiefsten Schlummer, als ich geweckt wurde. Ich hatte nichts gehört: weder den schwerfälligen Schritt der eisenbeschlagenen Schuhe des Schließer, noch das Klirren seines Schlüsselbundes, noch das schrille Kreischen der Riegel; er mußte mir in's Ohr schreien und mich am Arme rütteln. „Stehen Sie doch auf.“ Ich öffnete die Augen und richtete mich verwirrt auf meinem Lager auf. In diesem

Augenblick sah ich durch das enge hochgelegene Fenster meiner Zelle an der Decke des benachbarten Ganges — meinem einzigen Horizont — den gelben Lichtschein, an dem die Augen, die an die Finsterniß des Gefängnisses gewohnt sind, so gut die Sonne zu erkennen vermögen. Und ich liebe die Sonne so sehr!

„Es ist schönes Wetter,“ sagte ich zum Schließer.

Er antwortete mir zuerst nicht, er überlegte wohl, ob es der Mühe werth sei, ein Wort zu verschwenden; dann murmelte er schroff, mit einiger Ueberwindung:

„Möglich.“

Ich regte mich nicht. Ich war noch nicht völlig erwacht. Lächelnd richtete ich das Auge auf die Strahlenbrechung des mattgoldenen Lichtes, das die Decke buntfarbig streifte.

„Ein herrlicher Tag,“ wiederholte ich.

„Ja,“ antwortete er. Dann: „Man wartet auf Sie.“

Diese wenigen Worte rissen mich unbarmherzig in die Wirklichkeit zurück, wie der Faden, der den Flug eines Käfers hemmt. Ich sah wieder plötzlich, wie von einem Blitzstrahl erhellt, den düsteren Saal des Schwurgerichts, den hufeisenförmigen Tisch der Richter, auf dem blutige Lappen lagen, die drei Reichen Zeugen mit dem stumpfsinnigen Gesichtsausdruck, die zwei Gendarmen an den beiden Enden einer Bank, die schwarzen Roben, die sich hin und her bewegten, die Köpfe der Menge, die sich im dunklen Hintergrunde drängte. Und auf mich richtete sich der starre Blick der zwölf Geschworenen, die gewacht hatten, während ich schlief!

Ich erhob mich; meine Zähne klapperten, meine Hände zitterten und konnten kaum meine Kleider finden, meine Beine vermochten mich kaum zu tragen. Beim ersten Schritt, den ich machte, schwannte ich wie ein Lastträger, der zu schwer bepackt ist. Dennoch folgte ich dem Schließer.

An der Thür meines Kerkers erwarteten mich die beiden Gendarmen. Man legte mir wieder die Handfesseln an. Diese hatten ein kleines feingearbeitetes Schloß, das sie mit Sorgfalt zumachten. Ich ließ sie ruhig das verrichten; man koppelte eine Maschine an eine andere Maschine!

Wir schritten über einen Hof. Die frische Morgenluft belebte mich wieder. Ich erhob den Kopf. Der Himmel war blau, und die warmen Sonnenstrahlen, die sich an den hohen Schornsteinen brachen, zeichneten breite Lichtstreifen an dem Firste der hohen und finsternen Gefängnismauern. Es war in der That schönes Wetter.

Wir stiegen eine Wendeltreppe hinauf, gingen einen Gang hinunter, dann einen zweiten und einen dritten. Darauf öffnete sich eine niedrige Thür. Eine heiße Luft und Stimmengewirr schlugen mir entgegen: sie kamen aus dem Schwurgerichts-saal.

Ich trat ein.

Bei meinem Erscheinen entstand ein Waffen- und Stimmen-lärm. Die Zuschauer sprangen von ihren Sitzen empor und drängten sich lärmend nach dem Gange vor. Während ich den langen Saal zwischen zwei Menschenmassen, die von Soldaten zurückgedämmt wurden, durchschritt, kam es mir vor, als sei ich der Knotenpunkt, von dem die Fäden ausgingen, die all die neugierig gaffenden Gesichter bewegten.

In diesem Augenblick erst bemerkte ich, daß ich keine Fesseln mehr trug, aber ich konnte mich nicht erinnern, wo und wann man sie mir abgenommen hatte.

Darauf war alles ringsum still. Ich war auf meinem Platz angelangt. In dem Augenblick, wo es in der Menge ruhig geworden war, kam auch Ruhe in meine Gedanken. Mir wurde plötzlich ganz klar, was ich bis jetzt nur dämmernd geahnt hatte, daß der entscheidende Augenblick gekommen und daß ich da war, um mein Urtheil zu vernehmen.

Mag man es noch so unbegreiflich finden, wie man will: der Gedanke verursachte mir keinen Schrecken mehr. Die Fenster waren geöffnet, die Luft trug den Lärm der Stadt herein. Der Saal war erleuchtet wie für eine Hochzeit; die Sonnenstrahlen zeichneten hier und da das glänzende Bild der Fenster auf, bald verlängert bis zum Boden, bald über die Tische hingezogen, bald in den Winkeln der Wände gebrochen; von diesen Lichtgarben, die durch die Fenster quollen, schnitt jeder Strahl in der Luft eine Säule von goldfarbigem Staub aus.

Die Richter, die im Hintergrunde des Saales saßen,

Schauten befriedigt drein, wahrscheinlich aus Freude, daß der Prozeß bald zu Ende war. Das Gesicht des Präsidenten, matt beleuchtet durch den Reflex einer Fensterscheibe, hatte einen ruhigen und gütigen Ausdruck.

Ein junger Assessor plauderte beinahe heiter, indem er an seinem Väffchen zupfte, mit einer hübschen Dame, die einen rothen Hut trug, und der die Vergünstigung zu theil geworden war, hinter ihm sitzen zu dürfen.

Nur die Geschworenen sahen blaß und ermüdet aus. Sie waren ja auch die ganze Nacht hindurch aufgeblieben. Einige gähnten. Nichts kündete in ihrer Haltung Leute an, die soeben ein Verdikt auf Schuldig abgegeben hatten. Aus den Gesichtern dieser guten Bürger las ich nur ein großes Verlangen nach Schlaf.

Nur gegenüber war ein Fenster weit geöffnet. Ich hörte auf dem Quai die Blumenmädchen lachen und sah auf dem Fenster in einer Mauerspalte eine hübsche, kleine, gelbe Blume, vom Sonnenlichte überfluthet, mit der der Wind spielte.

Wie hätte inmitten so vieler angenehmer Eindrücke ein trüber Gedanke in mir austauschen können? Von Lust und Sonnenlicht umweht, war es mir unmöglich, an etwas anderes als an die Freiheit zu denken, die Hoffnung strahlte in mir wie der Tag um mich, und vertrauensvoll erwartete ich mein Urtheil, wie man Befreiung und Leben erwartet.

Indem kam mein Bertheidiger. Man wartete schon auf ihn. Er hatte soeben mit gutem Appetit gefrühstückt.

Auf seinem Platze angekommen, beugte er sich lächelnd zu mir.

„Ich habe Hoffnung.“

„Nicht wahr?“ erwiderte ich aufathmend und lächelte auch.

„Ja,“ sagte er, „ich weiß noch nichts von dem Wahrspruch, aber sie werden jedenfalls die Frage über die Vorsätzlichkeit verneint haben. In diesem Falle werden Sie höchstens zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt werden.“

„Was sagen Sie da, mein Herr?“ entgegnete ich mit Entrüstung. „Hundertmal lieber den Tod!“

„Ja, den Tod! Was macht es übrigens aus, wenn ich das sage, so rief mir eine innere Stimme zu.“

Hat man jemals ein Todesurtheil anders ausgesprochen als um Mitternacht, beim Schein der Kerzen, in einem düsteren und schwarzen Saal und in einer kalten und regnerischen Winternacht? Aber im August, um 8 Uhr Morgens, an einem so schönen Tage, bei diesen gutmüthigen Geschworenen, das ist unmöglich! Und meine Augen hefteten sich wieder auf jene schöne gelbe Blume im Sonnenlicht.

Plötzlich forderte mich der Präsident, — der nur den Bertheidiger erwartet hatte, auf, mich zu erheben. Die Soldaten faßten das Gewehr an, und wie elektrifizirt stand die ganze Versammlung im selben Augenblick auf. Eine unbedeutende kleine Person, die unterhalb der Richtersitze an einem Tische stand, ich glaube, es war der Gerichtsschreiber, ergriff das Wort und las das Verdikt vor, das die Geschworenen in meiner Abwesenheit gefällt hatten. Ein kalter Schweiß brach aus meinen Gliedern hervor, und ich stützte mich an die Wand, um nicht zu fallen.

(Fortsetzung folgt.)

Hans Thoma.

Hans Thoma gehört unter den Künstlern der Gegenwart zu den vielfach Bekanntesten. Nicht etwa, daß er überhaupt nicht geschätzt würde. Im Gegentheil, man erweist ihm die Ehre, ihn mit Arnold Böcklin in einem Athem zu nennen, und legt dadurch einen Maßstab an seine Werke, der nicht an sie gelegt werden darf, mit dem gemessen sie allerdings in keiner Hinsicht bestehen können. Aber wenn man zusammenfaßt, was heute über ihn gesagt wird, so ergibt sich etwa, daß Thoma ein herzlich guter Mensch, auch ein Mann voll schöner Phantasien, aber ein „schlechter Musikanter“ sei. Malen könne er eigentlich nicht, zeichnen auch nicht, aber man „liebt“ ihn um seiner Persönlichkeit willen. Mich dünkt, man erweist Thoma mit dieser Art Schätzung einen schlechten Dienst. Thoma's Kunst will als solche ernst genommen und gewürdigt werden.

Eine ausgezeichnete zusammengestellte Kollektivausstellung im Kunstsalon von Bruno und Paul Cassirer, die vor Allem auch Frühwerke enthält, giebt ein gutes Bild von Thoma's künstlerischer Persönlichkeit und ihrer Entwicklung. Und hier gerade, wenn man die Werke in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge sieht, enthält es sich, ein wie großes Stück ehrlicher, rein künstlerischer Arbeit in ihnen steckt. Es ist richtig, im „Malen können“ im modernen Sinne thut er es Manchem der Heutigen nicht gleich. Er hat nicht die Freiheit, den großen Schwung der Pinselführung, in dem diese brillieren. Seine Art erinnert mehr an die fleißigen der alten deutschen Meister, die mit Sorgfalt auf ihrer Malfläche herumhasteten, bis Alles, was sie geben wollten, hübsch fein und glatt und bestimmt herausgekommen war, so daß man mit der Lupe darauffahen und doch noch die Einzelheiten erkennen konnte. Wie Thoma etwa einen

Bauwerk malt, mit all den Blicklichtern auf dem blanken Eisen, das ist ganz, als ob es einer der treuen Alten gemalt hätte. Er steht überhaupt, da er vor ihr gekommen ist, abseits vom Wege, auf dem die Entwicklung der impressionistischen Malerei sich vollzogen hat; in den Werken des letzten Jahrzehnts erst wird man deutlicher gewahr, daß er mit offenen Augen um sich geschaut hat; und wie überhaupt mancherlei wechselnde Einflüsse in seinem Werk festzustellen sind, so mischen sich in der letzten Zeit auch leichte, blaue Töne in die tiefe, auf einem braunen Grundton basirende, altmeisterlich schöne Farbengebung der früheren Bilder, die wohl aus der Beobachtung der modernen Farbenanschauung gewachsen sind. Fast erscheinen diese indeß als etwas Fremdes, gegenüber der früher kräftigen Farbengebung zu Weiches.

In einem aber scheint Thoma der „modernsten“ Phase der Malerei vorangeilt zu sein, und auch dies hat er wohl von seinen Alten gelernt: Von allem Anfang an geht er in seiner Malerei auf eine geschlossene Bildwirkung. Es ist ihm nicht genug, ein Stück Natur nachzubilden; er hat immer durch eine feste, in den Rahmen hineingeordnete Komposition, durch eine einheitliche, harmonisch abgeleitete Farbengebung ein künstlerisches Ganze gestalten wollen. Das wird in seinen ersten Bildern, dem „Hühner fütternden Mädchen“ und den malerisch besonders feinen „Valgenden Jungen“ aus dem Anfang der sechziger Jahre nicht weniger ersichtlich, als in den letzten, etwa dem „Meerwunder“, in denen auch der Rahmen durch seine Ornamentik in die künstlerische Gesamtwirkung als ein wesentliches, abschließendes Glied hineinbezogen ist.

Das stark dekorative Empfinden, das in diesen Ornamenten lebendig wird, drängt zur Vereinfachung. Man kann es verfolgen, wie aus der Farbenfülle der schlichten, kräftig realistisch gemalten ersten Bilder sich allmählig ein Eindruck des Ganzen bestimmender, auf wenigen kontrastirenden Farben beruhender Farbenschemata herausarbeitet. Noch deutlicher tritt dieser Zug in seiner Zeichnung auf. Wer etwa eine größere Sammlung von Zeichnungen aus seiner Jugend gesehen hat, der konnte erkennen, wie der junge Künstler sich gerade an Motive gewagt hat, die ihm ein Gewirr von Linien boten, mochten dies nun weit und verzwickelt verästelte Eichenbaumkrone oder recht runzelige Gesichter alter Bäuerinnen sein, wie er sich vor dieser Menge von Einzelheiten kaum zu retten wußte, und wie dann mit der fortschreitenden Entwicklung die Vereinfachung kam, wie wenige große Linien klar hervortreten, die großen Züge, die den Charakter des Gegenstandes erschöpfend darstellen.

Diese ausgesprochene Neigung für lineare Stilisirung läßt es natürlich erscheinen, daß Thoma nicht von den figürlichen Kompositionen gelassen hat, obwohl es scheint, daß er im Landschaftlichen sein bestes Können entfaltet. Sie erklärt es auch, daß unter den Landschaften ihm die am besten gefielen, die charakteristische Linienzüge enthalten und so der stilisirenden Linienführung am weitesten entgegenkommen: die in Wellenlinien sich hinziehenden deutschen Mittelgebirgs-Landschaften, in denen flache Kluppen weite wellige Thäler gegen den Horizont hin begrenzen. In seinen Taunus-Landschaften hat der Künstler das Beste geleistet. Eine von diesen — nicht die beste — ist in der Ausstellung vorhanden. Eine große künstlerische Kraft steckt in diesen Bildern. Wie Thoma hier ein Stück Natur so zu gestalten gewußt hat, daß es lebendig und kraftvoll mit der Größe der wirklichen Natur auf unser Empfinden wirkt, das ist eben rein künstlerisch eine That, wie sie nicht Vielen heute gelingt. Und dieses Vermögen, Körperliches zu modelliren, den Raum zu gestalten, tritt auch sonst als bestes Merkmal von Thoma's Kunst auf. Wie prächtig ist z. B. auf seinem Selbstporträt mit wenigen markigen Strichen der Kopf modellirt! Wie geht in fast allen seinen Landschaften der Blick durch weite Räume in die Tiefe!

Es mag zugegeben werden, daß Thoma in der Vereinfachung seiner Linien bisweilen zu weit geht, jedoch er hart und sogar plump erscheint; aber das ist eben nur vereinzelt der Fall. Er ist wieder ein Linienkünstler im Sinne der Alten, eines Dürer etwa; er hat in seinen „Federspielen“, in seinen rein ornamentalen Arbeiten eine lebhafteste Formenphantasie betätigt, wie sie heute in der vorzugsweise malerisch empfindenden Kunstwelt nur selten ist. Dieser zeichnerische Sinn hat ihn auch folgerichtig zu den vervielfältigenden Künsten geführt. Thoma arbeitet vorzugsweise für den Steindruck, die meisten seiner Blätter sind in der Ausstellung zu sehen. Es darf an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, wie es ihm mit diesen Blättern gegangen ist. Thoma hatte geglaubt, seine Steindrucke so billig herstellen zu können, daß sie Jedermann zugänglich sein sollten; er wollte, damit der Schuldnaare, dem Buntdruck u. s. w., die in den Stuben der wenig Bemittelten die Wände „schmücken“, entgegenarbeiten. Die Verleger hatten es anders beschlossen. Er fand keinen einzigen, der auf seinen Plan eingegangen wäre. Die Auflage mußte künstlich so klein gemacht werden, daß für die Blätter ein hoher Liebhaberpreis erzielt werden konnte.

Es schien mir vor allem nöthig, gegenüber der Art, wie Thoma gewöhnlich aufgefaßt wird, mit Einigem auf das hinzuweisen, was er rein künstlerisch bedeutet, Thoma vor seinen „Bewunderern“ in Schutz zu nehmen. Damit ist natürlich nicht entfernt alles gesagt, was über Hans Thoma zu sagen wäre. Es ist wahr, daß seine Werke uns so stark anziehen, weil sie über ihre technischen Vorzüge hinaus die Aeußerungen einer gewinnenden Künstlerpersönlichkeit sind. Zwar finde ich nicht, daß Thoma's Vorzug, wie man wohl öfter hört, der hohe Schwung der Phantasie ist; er wurzelt mit

seinem ganzen Empfinden fest auf der Erde; er liebt die Natur so wie sie seinen klaren Augen erscheint, und selbst wo er in seinen Motiven ins Märchenland hinüberschweift und etwas giebt, was nicht auf dieser Erde zu finden wäre, schaut es nicht anders aus als sonst die Dinge in seinen Wildern. Seine Bilder erschienen ihm zuerst im Traume, hat er einmal erzählt. Sie sehen aber garnicht traumhaft, visionär aus; Thoma ist mehr „Simulierer“ als Phantast; er hat „Einfälle“, recht wunderliche zuweilen, an denen das so merkwürdig wirkt, daß sie mit solcher Selbstverständlichkeit gegeben sind, als ob es die natürlichsten Dinge von der Welt wären. Diese treuherzige naive Art, die Thoma seine Werte schaffen läßt, wie sie ihm gerade kommen, die ihm Vollendetes neben manchem Schwachen eingiebt, ist eine so seltene und werthvolle Erscheinung in einer Zeit, in der das Kunstschaffen fast ganz auf Ueberlegung und Berechnung gestellt ist. — hl.

Der letzte Tag eines Verurtheilten.

Von Victor Hugo, dem Gründer der romantischen Dichterschule in Frankreich schon 1829 geschrieben. 1829, und heute zählen wir 1899. Damals in der Jugend des 19. Jahrhunderts — heute an dessen Ende — in de siecle, nach Kaulnis riehend. Siebzig Jahre dazwischen, — mehr als zwei Menschenalter. Ist das damals Junge und Jugendschöne inzwischen nicht „veraltet“? Wie kann man unserem vorgeschrittenen, klugen, überklugen Geschlecht Solches bieten? Wie? Aber die Jugend kann doch unmöglich „veraltet“ sein, und ach! unser junges Geschlecht mit seiner Klugheit und Ueberklugheit ist so alt, so greisenhaft alt, daß ihm nur von Nutzen sein kann, die Jugend zu sehen, die es selber nicht gekannt hat.

Die Jugend! Die Zeit der Ideale. Die Zeit, wo das Bürgerthum noch Ideale hatte. Und 1829 — das Jahr vor der Julirevolution, die schon in der Luft war. Victor Hugo, damals noch ein Schwärmer fürs Königthum, suchte sein Ideal auf anderem Gebiete als dem der Politik. Er liest eines Morgens, daß ein Verbrecher zum Tod verurtheilt ist. Und vor der Seele des Dichters steigt das Bild des Verbrechers auf — und hinter dem Bild des Verbrechers das Bild des Verbrechens, das die Gesellschaft, das der Staat an den Verbrecher zu begehren im Begriff ist. Dort ein Mensch, der in der Leidenschaft, im Zorn, der ein kurzer Wahnsinn ist, oder vielleicht auch aus gemeiner Habgucht einen Menschen getödtet hat. Und hier die menschliche Gesellschaft, der Kollektiv-Ausbund aller menschlichen Weisheit, Tugend und Gerechtigkeit, der sich dem Zwerg von Verbrecher gegenüberstellt, er — der Riese, — der den Zwerg mit seiner Riesenfaust packt, und ihn im Namen des Gesetzes, das heißt der destillirten und krystallisirten Weisheits-Essenz aller Jahrtausende der Kultur zuruft: Du hast einen Menschen getödtet — das höchste aller Verbrechen, die der Mensch begehen kann — wohlgemerkt, wenn er es dabei bewenden läßt, bloß einen zu tödten und nicht dem einen Opfer noch Hunderttausende hinzuzufügen, denn dann ist es höchster Ruhm — Du hast einen Menschen getödtet, und um Dir und den übrigen Menschen zu beweisen, daß dies das höchste aller Verbrechen ist, fühle ich, die menschliche Gesellschaft, der Staat, als oberster Vertreter aller menschlichen Sitte, Moral und Kultur, mich verpflichtet, das gleiche höchste Verbrechen an Dir zu begehren — ich tödte Dich! Ich tödte Dich — nicht in der Leidenschaft, nicht aus Zorn, nicht aus Habgucht — nein, im Vollbewußtsein meiner Kultur und meiner Kulturpflicht, ich, der Ausbund aller Weisheit, Tugend und Gerechtigkeit, in der heiteren kalten Ruhe der unsehnbaren Jugend. Ich tödte Dich, nicht sofort, nicht ehe Du Zeit hast, das Furchtbare Deiner Lage zu begreifen und die Tiefe Deiner Schuld zu ermessen — nein Du sollst Zeit haben — drei Wochen — vier Wochen — fünf Wochen und mehr — und an dem Dir bestimmten Tag, zu der Dir bestimmten Stunde, an die Du Wochen und Wochen lang, so lange Dein Leben und Deine Angst dauert, jede Minute, jede Sekunde entgegenvoll denken sollst — auf daß es Dir klar werde, was für ein Verbrecher Du bist und was für ein Ausbund von Weisheit, Tugend und Gerechtigkeit ich, der Staat — ich, die Gesellschaft.

Das Bild des Verbrechers und des Verbrechens nahm Fleisch und Blut an im Geiste des jungen Dichters, und „der letzte Tag eines Verurtheilten“ entstand.

Die Wirkung war unbeschreiblich. All der Absichten, den fast 70 Jahre früher der Italiener Beccaria durch sein berühmtes (1764 erschienenenes) Buch, gegen die Todesstrafe erwidert hatte, wachte wieder auf, zehnfach verstärkt, und auf Louis Philipp, den Bürgerkönig und „König der Pfastersteine“, der ein Jahr später von der Revolution in die Tuilerien gespült wurde, war der Eindruck so mächtig, daß er keinen Verurtheilten mehr hinrichten ließ — bis der Attentatschreden über ihn kam!

Der Attentatschreden ist seitdem nicht von der Welt weggekommen. Und heute — 70 Jahre nach dem flammenden Protest Victor Hugo's, fast zweimal 70 Jahre nach dem erlösenden Buche Beccaria's feiert das Henterbeil, die Guillotine und der Galgen Oegien wie im rohesten Mittelalter, beschattet von der Zivilisation des Militarismus, des bewaffneten Friedens, des Massenmordes.

Wer sagt noch, die Dichtung Victor Hugo's sei veraltet? Die Welt ist alt geworden — nicht diese Dichtung. Die alte Welt aber wird wieder jung. Sie bewegt sich doch!

Kleines Feuilleton.

c. Die Schulverhältnisse in den neuen amerikanischen Kolonien werden den Amerikanern noch viel zu schaffen machen. Sie sind außerordentlich schlecht bestellt. Die „Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen“ giebt nach der letzten spanischen Statistik, die aus den Jahren 1888—1889 stammt, einige Zahlen: Auf Kuba betrug damals die Zahl der Kinder, die öffentliche Schulen besuchen, nur 2 1/2 pCt. der Bevölkerung, der gesammte Schulbesuch der in Privatschulen hinzugerechnet, 3 3/4 pCt. 19 647 weiße und 8027 farbige Kinder besuchten die öffentlichen Schulen, die einen Gesamtanfang von 119 500 Dollars erfordern, das sind für jedes Kind 4,99 Dollars pro Jahr. Diese Schulen stehen unter der Aufsicht und Kontrolle des Klerus. Lehrgegenstände sind Erläuterungen des katholischen Katechismus, Rechnen, Lesen, Schreiben und ein wenig Geschichte. Auch das Lehrpersonal läßt viel zu wünschen übrig; es sind in der Regel Personen, die in der Noth schließlich Lehrer geworden sind, weil sie in anderen Berufen kein Glück gehabt haben. Ihr Gehalt beläuft sich auf 30—40 Dollars im Monat. Die Universität in Havana zählte 779 reguläre Studenten. Den schlechten Schulverhältnissen entsprechend ist auch die Zahl der Analphabeten sehr groß. In der Provinz Havana sind 53 pCt. der weißen und 85 der farbigen Bevölkerung des Lesens und Schreibens unkundig, in Puerto Principe 66 resp. 72 pCt., in Pinar del Rio sogar 83 und 97 pCt. Trozdem von Portorico genauere Angaben fehlen, kann man annehmen, daß es dort nicht besser ist wie auf Kuba. Auf den Philippinen kann gar von Schulbildung nur in Manila und einigen anderen Häfen die Rede sein; die Zahl der Analphabeten ist dort noch größer als in Kuba. Indem werden den Amerikanern auch aus den konfessionellen Verhältnissen Schwierigkeiten erwachsen. In den früher spanischen Provinzen basiert die Volksschule auf katholischer Grundlage, und nach den amerikanischen Anschauungen muß die öffentliche Schule konfessionslos sein; es wird aber sehr schwer halten, dieses Prinzip in den neuen Kolonien durchzuführen. —

Musik.

Aus der Woche. Kammermusiker aus Nord und aus Süd! Am 31. v. M. leitete im Beethoven-Saal der Violinvirtuose Tor Aulin aus Stockholm einen „Standinavischen Kammermusik-Abend.“ Was wir hörten, brachte nicht eben eine Bereicherung des bisherigen Bestandes der Musik, zumal wenn wir an das denken, was von dort her Krieg geleistet hat — ausgenommen, daß einiges von Lange-Müller und von Sjögren eine sonst seltene Verbindung von Originalität und Einfachheit zeigte. Allseits gerühmt wurde ein noch handschriftliches Klavierquintett von Franz Mohaupt, einem Deutschböhmern, das am 30. v. M. der Verein zur Förderung der Kunst aufführen ließ. Das war jener Tag, der mindestens sechs Konzerte, die übrigens alle nicht besucht waren, brachte. — Eine besonders tüchtige reproduktive Leistung auf diesem Gebiete bot am 1. d. Mts. das Konzert der „Münchener Kammermusik-Vereinigung“, deren zweites Konzert, am 9. d. Mts., hoffentlich noch besucht sein wird. Die Konzertdirektion wollte den Mangel an Gelegenheit, Kammermusik für Blasinstrumente zu hören, durch eine Berufung der Pariser „Société de musique de chambre pour instruments à vent“ überwinden; es gelang nicht, und so holte man die betreffenden Herren aus München. Dort besteht am Konservatorium und im Opernorchester seit Menschenaltern eine ausgezeichnete Tradition im Bläserpiel. Die Herren griffen mit ihrer ersten Nummer auf eine jetzt leider unterschätzte Partie aus der Geschichte der Kammermusik zurück. Wie selten ist noch ein Spohr oder gar ein Onslow zu hören! Diesmal kam von Spohr ein höchst melodisches Klavierquintett; möchte doch auch sein Ronett wieder einmal aufgeführt werden! Eine weiterhin gespielte „Caprice über dänische und russische Weisen“ von Saint-Saëns war doch wohl mehr ein Paradestück. Gespielt haben die Herren vornehmlich mit einer wunderbaren Zartheit; wer bei dem zuletzt vorgetragenen Klavierquintett von Beethoven die mehrmals gerühmte „Kleine Partitur-Ausgabe“ zum Mitleben benutzte, konnte seine besondere Freude daran haben.

Im Orchesterleistungen ist diesmal über etwas Russisches zu berichten. Der Dirigent Alexander Winogradsky aus Kiew führte am 30. mit dem Philharmonischen Orchester russische Kompositionen auf, die für Berlin neu waren; unter ihnen soll eine Symphonie des jungen Kallinikow das Originellste gewesen sein. Ein Tongemälde „Sadlo“ von Rimsky-Korsakow war das Einzige, was wir hören konnten. Herrn Winogradsky's Dirigirbewegungen sehen zunächst recht forciert aus; bald aber lernt man diese mimischen Beschreibungen der Musik als ungekünsteltes Ergebnis eines Mitlebens der Kompositionen verstehen und achten.

Das Klavier war diesmal vor allem durch Johanna Gehmann vertreten, von der wir am 2. das Beethoven'sche G-dur-Konzert hörten. Daß doch dieses soviel Größe fordernde Stück so häufig von Spielern und namentlich Spielerinnen vorgetragen wird, die nicht daran heranreichen und ihre Vorzüge anderswo besser zeigen könnten! Gerade bei der genannten Virtuofin ist es sonst eine Freude zu hören und zu sehen, wie ihre kleinen Händchen so zierlich, zart, rein und korrekt laufen (Einzelheiten abgerechnet) und ein liebliches Klaviergezwitscher ergeben. — Unter den übrigen Tasteninstrumenten dieser Woche scheinen nach dem, was mir berichtet

wurde, die Klavierpartner des Konzertes vom 2. d. M. in der Singakademie besonders gut gewesen zu sein: die Herren Schmidt-Wadekow und Knote.

Auch noch den Sängern dieser Woche gerecht zu werden, ist mehrfach unmöglich. Die tüchtige und zumal durch vornehme Ruhe im Vortrag wirkende Lulu Gmeiner glaube ich vor Jahren anderswo als spezifische Altistin gehört zu haben; jetzt — am 30. v. M. im Bechstein-Saal — schien sie ihr weiter Stimmumfang zu einem Fünfteligen ihrer eigentlichen Sphäre zu verleiten. — Wenn eine Sängerin sich auf ein überlanges Mißprogramm mit einem „Hofpianisten“ und einem „Hofcellisten“ einrichtet, wie es am 30. v. M. Charlotte Taubert that, so mag das einen guten Besuch erzielen, deutet aber bereits auf irgend ein Defizit. Was ich von diesem Konzert hörte, ließ mich bereuen, daß mir dadurch das Trompeten-Septett von Saint-Saëns im Verein zur Förderung der Kunst entging. Einen guten Ausdruck, aber keine sehr sympathische Stimmbildung besitzt Martha Wolff; wir hörten von ihr am 2. d. M. u. A. zwei handschriftliche Lieder von J. Reichert, die recht ausdrucksvoll sind, ohne eben hoch hinaus zu wollen. Recht günstiges wurde mir mitgeteilt über den zweiten Lieder-Abend (8. d. M.) von Dr. Felix Kraus; an Ludwig Stralofch (2. d. M.) wurde ein prächtiges Organ und eine theilweise gute Schulung gerühmt, bei geringer Wärme im Vortrag und bei fast durchgängiger Ueberhebung der Zeitmaße.

Daß ich mir am 2. d. M. zu dem Konzert des Berliner Lehrer-Gesangvereins (früher „Sängerbund des Berliner Lehrervereins“), das die große Philharmonie fast ganz füllte, noch im letzten Augenblick ein zufällig verfügbares Billet kaufte, hat sich bestens gelohnt. Nach einer richtigen Männergesangvereins-Komposition von Hegar war „Der alte Soldat“ von Peter Cornelius (op. 12/1, neunstimmig) eine herrliche Ueberraschung. — Warum doch Marie Stephan ihre Schwester noch immer nicht zu Schubert's „Du bist die Ruh“ begleiten kann?!

Daß ich auch Verdi's Requiem, das am 4. Februar der Stern'sche Gesangverein auführte, einem Vertreter überlassen mußte, that mir sowohl von vornherein als im Nachhinein leid. Ueber den wundervollen Wohlklang dieses Werkes, in welchem „Alles klingt“, wenn es auch nicht so gewaltig wirkt, wie Cherubini's oder Verlioz' Requiem; über seine auf seine Wirkungen berechnete Instrumentation; dann über die tüchtige Aufführung, aus der namentlich die Sopranistin Helene Günter durch eine kolossale, aber nie forcierte Kraft hervortrat, während der Tenorist Raimund Zur Mühlen bei schon verlassender Stimme doch Momente hatte, die ihm sehr gut „lagen“: über all' das kann leider nur mehr mittelbar quittiren der erschöpfte.

sz.

Völkerrunde.

— In der letzten Sitzung der „Gesellschaft für Erdkunde“ berichtete Privatdozent Dr. Volz aus Breslau, der im vergangenen Jahre Sumatra besucht hatte, um die Flachlässe der Insel zu studiren, über einen Ausflug auf das Plateau im Innern, zum Toba-See, dessen Existenz erst in den letzten Jahrzehnten festgestellt worden ist. Die Battal sind ungemein mißtrauisch gegen dem Europäer, der unter ihnen nur sicher ist, wenn sein Führer für ihn bürgt. Der Aufstieg aus der Küstenebene auf die Hochfläche durch den Urwald ist außerordentlich mühselig, denn die Battalpfade gehen in gerader Richtung auf die Höhe zu und sind sehr schmal. Durch das öftnmalige Wegeben und die Einwirkung der Regengüsse sind sie tief eingeschnitten, so daß der Wanderer oft zwischen zwei eng aneinandergerückten Wänden dahinschreitet. In der Höhe von 1300 Meter liehen sich bereits wieder Singvögel hören, Blumen erfreuten das Auge. Oben auf dem Plateau erschließt sich ein herrliches Panorama. Eine weite Grasebene, aus der am Horizont die Bergriesen emporsteigen. In den kleinen Resten des Urwaldes bergen sich die Kampongs, für die der Wald einen Schutzwall bildet. Den Handel auf den Marktplätzen, wo Reis, Tabak, Salz, Zuder, Garn und Stoffe feilgeboten wird, betreiben die Frauen; die Männer sind die Käufer. In den pittoresken, mit hohen Siebeldächern gedeckten Häusern wohnen stets mehrere Familien, von denen je zwei eine Feuerstelle besitzen. Nachdem man nach Ueberwindung zahlreicher tief eingeschnittener Wasserläufe an den hier nach Westen strömenden Hauptfluß, den Lau Wang, gekommen und ihn überschritten, kam man auf dessen linkem Ufer in ein Gelände, in dem ein flacher Kessel mit niedriger Umfäunung an den anderen sich reiht. Erst in der Nähe des Toba-Sees hört diese eigenartige Bildung auf, und langgestreckte Hügelreihen treten wieder auf. In Tonggring kam Dr. Volz an den See. Nur mit Mühe vermochte er Fahrzeuge zu erhalten, denn die einzelnen Stämme stehen miteinander beständig auf dem Kriegsfuß. So mußte er sich denn begnügen, den See nur bis Borobho am westlichen Ufer zu besahren und dann sich als erster Europäer westlich in das Land der als Menschenfresser berüchtigten Palpat zu wenden. Im ersten Kampong dieses Stammes, den er traf, in Kotosang, fand er nichts weniger als freundliche Aufnahme beim Häuptling und mußte schließlich froh sein, daß ihm gestattet wurde, die Nacht über zu bleiben. Trozdem ist es ihm gelungen, dort eine kleine ethnographische Sammlung zusammenzubringen. Die Palpat lassen das Opfer, das sie freisen wollen, von einem Zauberer durch einen Lanzenstich tödten.

Jeder der Teilnehmer an dem graufigen Mahle wählt sich den Theil, den er am liebsten hat. Besonders bevorzugt werden Waden und Finger. Die großen Knochen des Aufgefressenen werden getrodnet im Versammlungshause aufbewahrt, die kleineren vor dem Zugang in das Haus vergraben, damit, wenn Feinde des Ermordeten das Haus betreten, sie seine Ueberreste noch mit ihren Füßtritten beschimpfen. Gefressen werden Zugelaufene und Kriegsgefangene. In der Zeit der Anwesenheit des Reisenden waren zehn chinesische Kuli von der Küste ins Innere der Insel entflohen. Von einem Stamm zum anderen getrieben, waren sie zu den Palpat gekommen. Diese hatten schon neun von ihnen aufgefressen, der zehnte, ein Goldschmied, lebte noch, weil er für die Palpat Geschnaide machen mußte. Lange wird ihn das wohl auch nicht vor seinem Schicksal bewahrt haben. Auch ein Dieb wird gefressen, und, falls er einen Sohn hat, dieser. Charakteristisch ist, daß bei den übrigen Battals die Menschenfresserei nicht Gegenstand des Abscheus ist; sie betheiligen sich nur deswegen nicht daran, weil sie bei ihnen nicht Sitte ist. —

Aus dem Thierleben.

— Ueber die schwimmenden Nester der überschwemmten Ebenen Kolumbiens bringt „Reclam's Universum“ interessante Mittheilungen. Unter den Nagern, welche die lypige Vegetation der Niederungen Süd-Amerika's ernährt und beherbergt, findet sich ein sehr seltsamer, den Stachelkratten zunächst verwandter kleiner Nager, Carterodon sulcidens, der nicht völlig die Größe unserer Hausratte erreicht und trotz seiner Häufigkeit in den zoologischen Handbüchern kaum erwähnt wird, weil bis vor kurzem Exemplare desselben in den europäischen Sammlungen fehlten. Wenn die Regengüsse des Juni, Juli und August diese Ebenen überschwemmen, suchen nur wenige dieser Nager ihr Heil in der Flucht, um etwa einen höher gelegenen Platz aufzusuchen, den die Fluth nicht erreicht; die meisten bauen sich schleimigst ein Floß aus abgeblissenen Halmen von Gräsern und Cyperaceen, die sie in aller Eile — denn das Wasser steigt schnell — kunstvoll zu verflechten wissen, so daß das leichte Fahrzeug haltbar genug wird, um die Thiere für einige Wochen sicher über der Fluth zu erhalten, während sie sich von den höheren Gräsern nähren, zwischen denen das Floß weiter getrieben wird. Versucht man, sich den auf ihrem Floß zusammengelauert sitzenden Carterodons zu nähern, so stürzen sie sich mit einem Sprung ins Wasser, tauchen mit wunderbarer Geschicklichkeit unter und sind verschwunden. Erst wenn der Verfolger wieder weit genug von dem Floß sich entfernt hat, bestiegt die Ratte ihre Arche wieder, schüttelt sich das Wasser vom Felle und ordnet ihre Toilette. —

Technisches.

ta. Ein neuer Haustelegraph, der namentlich für Hotels außerordentlich praktisch ist und den Reisenden viele Mühe ersparen wird, ist einem Amerikaner kürzlich patentirt worden. Der Apparat ist eigentlich nur eine sehr sinnreich konstruirte Schaltvorrichtung, mit deren Hilfe es möglich ist, eine große Anzahl von verschiedenen Wünschen von jedem Zimmer aus nach der Hotelzentrale zu übermitteln, sodas es also nicht mehr nöthig ist, daß die Bediensteten das betreffende Zimmer aufsuchen müssen, um den Wunsch des Gastes zu erfahren. Die Einrichtung ist derart gestaltet, daß sich in jedem Zimmer eine Scheibe befindet, auf der die am häufigsten vorkommenden Wünsche verzeichnet sind; auf dieser Scheibe befindet sich ein Zeiger, der drehbar ist und den man auf die betreffende Bezeichnung einstellt. Es ertönt dann in der Centrale eine Glocke, und eine Klappe fällt aus, die mit der Aufschrift, auf die der Zeiger gestellt ist, übereinstimmt. Damit ist nun allerdings der Wunsch übermittelt, aber der Beamte weiß noch nicht, welche Zimmernummer in Betracht kommt. Es ist deshalb in der Centrale noch eine große Scheibe mit den verschiedenen Zimmernummern vorhanden, auf der ebenfalls ein Zeiger zu drehen ist; der Beamte dreht nun langsam den Zeiger und stellt dadurch fest, welche Nummer geklingelt hat, denn wenn sich der Zeiger auf der betreffenden Nummer befindet, ertönt die Glocke abermals. Dadurch ist es möglich, einfache Wünsche der Reisenden schneller und auf einfachere Weise auszuführen, als dies sonst möglich ist; für das Personal würde die Einführung der Vorrichtung eine bedeutende Erleichterung des Dienstes bedeuten. —

Humoristisches.

— Nach bewährtem Muster. Vater (liest den Seinen Abends aus der Zeitung vor): „In China ist abermals einer unserer Missionare mißhandelt worden.“

Sohn: „Ei fein! da kriegen wir wieder eine Provinz!“

— Die Hauptsache. „Haben Sie schon gehört, man hat den Sarg des Kolumbus geöffnet, jedoch nur etwas Staub und einige Knochenreste gefunden.“

„Ain, und das Ei?“

— Gründlich. „Herr Oberkellner, was können Sie mir heute empfehlen?“

„Kalbsbein, Herr Professor!“

„So, so, Kalbsbein! Das rechte oder das linke?“

(„Lust. Nr.“)